

Am ganz weiten Horizont der Literatur

Keine Spur von der Krise des Lesens: Eine Reportage von den niedersächsischen Literaturtagen in Varel

Von Stefan Lüddemann

VAREL Über ihr schweben mächtige Deckenbalken, hinter ihr erhebt sich ein ausladendes Doppeltor. Marion Poschmann wirkt zart, fast zerbrechlich in diesem Klotz von einem Haus. Ihre Stimme aber klingt fest. Sie ist der stille Star der Literatur, liest aus ihrem Roman „Kieferninseln“, mit dem sie es auf die Shortlist des Deutschen Buchpreises, des Man-Booker-Preises und vor allem in die Herzen vieler Leser geschafft hat. Ein kleines, großes Buch. Und Marion Poschmann liest aus ihm mit einer sanften Intensität, die dafür sorgt, dass es ganz still wird in dem alten Waisenhaus in Varel.

Varel? Irgendwie klingt das nach dem Ende der Republik. Aber die niedersächsischen Literaturtage machen den stillen Ort am Watt vier Tage lang zu einem Mekka für Liebhaber feiner Texte. Das Waisenhaus baute einst ein Landesherr, den heute nur noch Lokalhistoriker kennen. Das bei Wilhelmshaven gelegene Varel kommt in Sten Nadolnys erstem Roman „Netzkarte“ vor und, ja, ja, in Voltaires Klassiker „Candide“. Voltaire soll die Romanfigur der Küniginde nach der in Varel geborenen Reichsgräfin Charlotte Sophie gestaltet haben.

Theodor Storm zu Gast

Varel und die große Literatur: Achim Engstler, selbst Schriftsteller und begeisterter Bewohner seiner Stadt, zählt sie auf, jene spärlichen Belege, die das Friesenstädtchen mit der weiten Welt großer Geister verbinden, erzählt von Autoren und davon, dass Literaturenthusiasten einst Theodor Storm, den Dichter des „Schimmelreiters“ empfangen und sich um die Pflege seines Werkes verdient gemacht hätten. Engstler sagt das alles mit jener dezenten Ironie, die zu jedem echten Selbstbewusstsein gehört, lässt dazu seine klugen Augen hinter den Brillengläsern funkeln, ein feines Lächeln um seine Lippen spielen. Er hat Literatursstars an die Küste geholt. Und das zu einer Zeit, in der gern über das angeblickte Foto Format der Wasserglas-Lesung gespottet wird. Und gibt es überhaupt noch Menschen, die Bücher lesen und Autoren zuhören wollen?

Literaturtage: Das Wort klingt zunächst nach Zeiten, die uns sanft entglitten sind, nach August Everding und Justus Frantz und nach Kul-



The Writer is present: Zu der Serie von Autorenporträts gehört diese Aufnahme von Marion Poschmann. Foto: Matthias Langer



Gabriela Jaskulla liest im Schleusenhaus. Foto: Stefan Lüddemann



Georg Klein liest in der Maschinenfabrik. Foto: Stefan Lüddemann

turleuten, die einstmals fördern wollten, was es angeblich schwer hatte. Inzwischen hat sich nicht nur die Kultur überhaupt von so viel betülicher Fürsorglichkeit emanzipiert, sie hat vor allem auch Event zu sein: die Literatur auch. Inzwischen gibt es die Erlebnisformate im Dutzend, die lit.Cologne, Poetenfeste, Leipzig liest oder Krimifestivals wie Mord am Hellweg. Die Literatur hat sie längst, die Festivalitis.

„Natürlich gibt es eine Konkurrenz, die viel größer ist als unsere Literaturtage, zum Beispiel das Literaturfest Niedersachsen“, weiß auch Achim Engstler, Schriftsteller und Vorsitzender des Verbandes Deutscher Schriftsteller (VS) Niedersachsen-Bremen, von der Konkurrenz der Formate, die um das Geld

von Sponsoren konkurrieren. Die Literaturtage des VS, 1964 gegründet, gab es zuletzt kaum noch. Jetzt gibt es sie wieder im kleinen Varel – als großen Wurf.

Das Geheimrezept: prominente Namen der Literatur von Marion Poschmann bis zu den Romanciers Georg Klein und Guntram Vesper oder dem Lyriker Christian Lehnert. Und eine Regie, bei der Festivalplaner Engstler nicht nur die Klinken von Stiftungen und Sponsoren putzt, um das Budget von bescheidenen 25.000 Euro zusammenzubekommen, sondern auch wie ein Kurator agiert.

Er wählt hochkarätige Autorinnen und Autoren aus und findet für sie markante Orte, die wie prächtige Rahmen für kostbare Bilder wir-

ken. Ob Waisenhaus oder Turmloge, Fabrikhalle oder altes Kurhaus – Lesungen werden hier wie die erlesenen Stationen einer Ausstellung inszeniert.

Literatur im Schaufenster? Ein wenig, ja. Und im Sucher. „The Writer is present“: Unter diesem Titel fotografiert Matthias Langer die Autoren vor jeder Lesung. Marion Poschmann fühlt sich ein wenig unwohl, als sie auf dem Stuhl mit Kopfstütze Platz nimmt, und Guntram Vesper sagt barsch: „Das sind jetzt wohl die Verbrecherfotos, was?“. Langer ist derweilen die Ruhe selbst, baut seine Großformatkamera auf, schwarzer Kasten auf einem Dreibein, aus dessen Mitte das Objektiv wie ein Zyklopaugenschaut. Die Belichtung dauert. Hinten das

Publikum in verschwommener Kontur, vorn der Autor in gestochener Schärfe: Jedes dieser altmeisterlich wirkenden Schwarz-Weiß-Fotos fordert eigene Aufmerksamkeit, ganz so wie die Texte, die die Autoren lesen.

Auch die Zuhörer müssen sich an jeder Station dieser Literaturtage wie in einem anderen Bild fühlen. Und in einem anderen Klang, denn Literatur klingt hier an jedem Ort anders. Eine Atmosphäre der Achtsamkeit erfüllt die Turmloge der alten Schlosskirche. Als Christian Lehnert sein Gedicht „Morgenandacht der Füchsin an der Autobahn“ vorträgt, knattert draußen kurz ein Motorrad vorbei. Ansonsten herrscht fast andächtige Stille in dem Gewölberaum, der mit der Lyriklesung zu einer

magischen Sprachkapsel wird. Lauter geht es abends im alten Kurhaus in Dangast zu. Wo früher Expressionisten wie Karl Schmidt-Rottluff oder Ernst Heckel malten, führen jetzt Susanne Kliem und Tatjana Kruse durch die Krimnacht. Mordgeschichte und Musik des Trios „Kleinstadtblues“, dazu vor den Sprossenfenstern der blutrote Sonnenuntergang über dem dunkel schimmernden Wasser des Jadebusens – stimmungsvoller geht es kaum. Oder doch?

Winicker & Lieber, die Fabrik für Tabakschneidemaschinen, verströmt den Charme des nostalgischen Industriebaus mit Backsteinmauern und Laufkatzen an Stahlträgern. Georg Klein liest aus „Miakro“, Gerhard Henschel aus seinem „Erfolgsroman“. Hinter ihnen hebt sich eine blitzblanke grüne Schneidemaschine, fertig für die Verschiffung nach Australien. Und weiter geht es. Guntram Vesper liest aus seinem preisgekrönten Jahrhundertroman „Frohburg“ im Dangaster Haus des Malers Franz Radziwill. Vespers Erzählung von der Weltgeschichte, die sich im kleinen Frohburg spiegelt, passt bestens in dieses Atelierhaus, in dem Dichter und Zuhörer nun inmitten all der Bilder Radziwills mit ihren magisch leuchtenden Szenen sitzen.

Der Bürgermeister liest

Die Literaturtage weiten den Horizont. Varel wirkt nicht eng, nicht klein, sondern weit und entspannt. Zu den Lesungen kommen Menschen aus dem Ort und Enthusiasten, die von weit her anreisen – auch in das Schleusenwärterhaus, wo Gabriela Jaskulla aus ihrem Roman „Herbstköchin“ liest. Das Buch handelt vom Überholungsfuror der Sternköche. Draußen hingegen herrscht die Ruhe der Küste, ziehen am Schilf Segelboote vorbei.

Keine Lust mehr auf das Buch? Wer sich hier an der Küste unter die Besucher der Literaturtage mischt, trifft lauter Bücherenthusiasten. Von Krise keine Spur. Sogar der Bürgermeister entdeckt sich neu: als Leser. „Mit 15 habe ich stapelweise Arztromane gelesen“, plaudert Gerd-Christian Wagner bei seinem Grußwort, das er im Waisenhaus vorträgt, launig aus seinem Leben mit Büchern. Arztromane sind keine große Literatur. Aber für einen Moment macht das nichts. Alle lachen. Wagner auch.

KULTURTIPP

Denkmäler der Industrie in Hamburg

Wer Lust hat, geschichtsträchtige Industrieanlagen und -museen näher kennenzulernen, kann die „Tage der Industriekultur am Wasser“ in der Metropolregion Hamburg besuchen. 123 Denkmäler der Industrie in Hamburg, Niedersachsen, Mecklenburg-Vorpommern und Schleswig-Holstein öffnen heute und morgen ihre Tore, wie die Metropolregion Hamburg mitteilte. „Führungen und Vorführungen, Besichtigungen und Mitmachaktionen erklären die historische Technik und Arbeitswelt.“

In diesem Jahr neu dabei seien unter anderem die Kettenfähre Fischerhütte am Nord-Ostsee-Kanal, das Wasserkraftwerk Zülow in Mecklenburg-Vorpommern sowie die Osterbrücken im niedersächsischen Hechthausen. In Hamburg fährt zum ersten Mal im Rahmen der Veranstaltung der 1876 gebaute Alsterdampfer „St. Georg“ über die Hamburger Binnen- und Außenalster, hieß es. Bis 1939 habe der Dampfer regelmäßig im Liniendienst gestanden. Die „Tage der Industriekultur am Wasser“ finden alle zwei Jahre statt. dpa

„Tage der Industriekultur am Wasser“, 28. und 29. September, alle Orte im Überblick auf: metropolregion.hamburg.de

KOMPAKT

Bronze-Wölfe vor AfD-Bundeszentrale

BERLIN Drei Bronze-Wölfe des Brandenburger Künstlers Rainer Opolka und ein Originalpanzer sind gestern vor der Bundesgeschäftsstelle der AfD in der Berliner Schillstraße aufgestellt worden. Mit der eintägigen Protestaktion wollen Opolka und die Vorsitzende des Förderkreises für das Holocaust-Mahnmal, Lea Rosh, nach eigenen Angaben vor der Rüstungspolitik der AfD warnen. Von der Öffentlichkeit weitgehend unbemerkt, arbeite die Partei am Rüstungsstaat Deutschland, erklärte Opolka. Rosh sagte, die AfD entpuppe sich mit ihren jüngsten wehrpolitischen Ideen als blinde Aufrüstungs- und Kriegspartei. epd

PERSÖNLICH



Rolf Kühn, Jazzmusiker, wird morgen 90 Jahre alt. Genug vom Jazz hat er noch nicht. Der in Berlin lebende Klarinetist übt täglich auf einem seiner Instrumente. „So richtig fertig mit einem Instrument wird man nie“, sagt er. „Das ist eine Lebensaufgabe.“ Seit über 70 Jahren steht er auf den Jazz-Bühnen dieser Welt, hat mit Benny Goodman, John Coltrane und Chick Corea gespielt. Als Sohn eines Akrobaten wurde Kühn in Köln geboren und wuchs in Leipzig auf. Mit elf Jahren entdeckte er die Klarinette für sich. Während seiner klassischen Ausbildung war es eine Benny-Goodman-Platte, die ihn für den Jazz begeisterte. 1950 begann er eine Karriere beim RIAS-Tanzorchester in Berlin. Foto: dpa

„Man kann das Böse nicht belehren“

Autorin Cornelia Funke über die Herausforderung, aus einem Film ein Buch zu machen, und die Gefahr neuer totalitärer Systeme

Von Martin Schulte

HAMBURG/MALIBU Wenn sie von „Pans Labyrinth“ erzählt, gerät Cornelia Funke ins Schwärmen. „Ein Meisterwerk“, sagt sie. Das Plakat des Fantasy-Films von Regisseur Guillermo del Toro hängt seit vielen Jahren an einer Wand ihrer Farm im kalifornischen Malibu. Als del Toro dann fragte, ob sie aus dem Film ein Buch machen könne, dachte die Autorin: „Unmöglich“. Warum Cornelia Funke am Ende doch zustimmte, die Geschichte von Ofelia, die sich aus ihrer düsteren Gegenwart im faschistischen Spanien Francos in eine magische Welt rettet, aufzuschreiben, erzählt sie im Interview.

Frau Funke, Sie haben mal gesagt, dass Sie keine gute Erfahrung mit der Verfilmung Ihrer Bücher gemacht haben. Jetzt haben Sie selbst das Buch zu

einem Film geschrieben. Hatten Sie keine Angst vor dem Scheitern?

Doch. Denn es war eigentlich eine unmögliche Aufgabe, weil ich einen der genialsten Filme, die ich je gesehen habe, transkribieren sollte. Aber gerade, weil ich anhand meiner eigenen Bücher gesehen habe, wie schwer die Transformation ist, hatte diese Aufgabe dann doch wieder ihren eigenen Reiz.

Normalerweise schafft der Autor die Bilder zur Geschichte und ihren Figuren, dieses Mal waren sie schon da. Hat das Ihre schriftstellerische Arbeit erschwert?

Die Bilder in „Pans Labyrinth“ sind so vielschichtig und meisterhaft – sie transportieren viel mehr, als es ein Wort könnte. Ich wusste also zunächst gar nicht, wie ich all diese Ebenen in Worte fassen sollte, ohne dass alles dann zu pedantisch wird oder allzu wortreich. Und ich dachte die



Cornelia Funke Foto: dpa

ganze Zeit: Wer will den bitte noch das Buch zum Film lesen?

Sollte man denn jetzt erst das Buch lesen oder erst den Film schauen?

Der Film steht an erster Stelle, er war zuerst da. Das Buch ist die Ergänzung.

Haben Sie „Das Labyrinth des Fauns“ auf Deutsch geschrieben?

Nein, auf Englisch. Das hat sich inzwischen sehr verändert, auch wenn ich natürlich immer noch auch auf Deutsch schreibe. Ich hatte schon immer eine Liebesaffäre mit der englischen Spra-

che, weil sie einfach einen anderen Erzählton hat. Ich merke zunehmend, dass ich mich im Englischen anders ausdrücken kann, ich klinge da tatsächlich erwachsener, oder besser gesagt: klassischer. Das findet erstaunlicherweise auch meine deutsche Lektorin.

Woran liegt das?

In der englischen Sprache lassen sich etwa große Gefühle leichter und spielerischer ausdrücken. „I love you“ klingt einfach unbeschwerter als „Ich liebe dich“. Und auch Dialoge lassen sich im Englischen besser schreiben. Unsere Sprache hat ihre Stärken in der Philosophie und weniger im Ausdruck von Leichtigkeit und Lebensfreude. Ich hoffe, dass ich in beiden Sprachen weiter schreiben kann, weil das Deutsche immer noch wichtig ist. „Tintenherz“ etwa hätte ich nie auf Englisch schreiben können.

Die Geschichte ist brutal, sie erzählt vom Leben im Faschismus und in autoritären Systemen. Eine Aktualität, die vor 13 Jahren, als der Film in die Kinos kam, so noch nicht erkennbar war.

Es ist bestürzend, wenn man während des Schreibens merkt, dass diese totalitären Systeme wieder zurückkommen. Auch weil so viele Menschen große Opfer gebracht haben, um den Totalitarismus zu besiegen. Wenn wir uns heute wehren wollen, müssen wir ebenfalls wissen, dass wir dafür Opfer bringen müssen. Denn man kann das Böse nicht einfach belehren.

Wie meinen Sie das?

Je mehr ich mich hier in Kalifornien mit der Natur und dem Naturschutz befasse, desto klarer wird mir, dass wir auf einem sehr gewalttätigen Planeten leben – und dass diese Gewalttätigkeit auch ein Prinzip dieses Pla-